

Ein Professor im Häuserkampf

Der Regierungsberater und Gesundheitsökonom Karl Lauterbach will in den Bundestag **VON ELISABETH NIEJAHR**

So also sieht ein sympathischer Haarschnitt aus: leicht fransig, nicht ganz symmetrisch, trotzdem nicht unordentlich. Karl Lauterbach, Professor und Regierungsberater, hat seine Friseuruse um einen »sympathischen Haarschnitt« gebeten, bevor er zum Fototermin für seine Wahlplakate eilte. Nun sitzt er in einem Berliner Café und erzählt vom geplanten Wechsel in die Politik. Denn Lauterbach ist der Prominenteste unter denen, die zum ersten Mal für die SPD in den Bundestag wollen.

Vieles ist jetzt neu für ihn, auch das Werben um Sympathie. Die Provokation liegt ihm mehr. Lauterbach will mehr Qualitätskontrollen im Gesundheitswesen und eine Positivliste für die Pharmaindustrie. Er sagt in Interviews, dass viele Fachärzte schlechte Arbeit leisten, und er redet über »das schmutzige Geschäft der Apotheker« mit der Pharmaindustrie. Ihm scheint etwas zu fehlen, wenn er keine Aufregung provoziert. Ziemlich gute Nerven attestieren ihm selbst seine Gegner. Und von denen gab es im Zuge der Gesundheitsreform viele: Fachärzte, Apotheker, Pharmalobbyisten und manchmal auch andere Wissenschaftler.

Mit seinen Vorschlägen für Reformen im Gesundheitswesen hat sich Lauterbach fast immer weiter vorgewagt als die zuständige Ministerin Ulla Schmidt. Manchmal verbarg sich dahinter eine abgestimmte Arbeitsteilung – zum Beispiel, als er mit den Wissenschaftlern der Rürup-Kommission eine Praxisgebühr von 13 Euro forderte, damit die Bundesregierung anschließend einen etwas moderateren Vorschlag leichter durchsetzen konnte. So etwas bereitet ihm Spaß, wie er überhaupt lustvoller als viele Parlamentarier Strippenziehereien aller Art betreibt.

Mehr als jeder andere Wissenschaftler hat sich Lauterbach schon in den vergangenen drei Jahren

in die Niederungen der Politik begeben, hat Zweckbündnisse geschmiedet, SPD-Ortsvereine bereist und viel Zeit in sozialdemokratischen Gremien verbracht. Die Bewerbung um ein Bundestagsmandat erscheint ihm selbst jetzt als nahe liegender nächster Schritt. Nicht einmal die Aussicht, nach der Bundestagswahl vermutlich in einer desolaten, von Richtungskämpfen gebeutelten SPD arbeiten zu müssen, scheint ihn zu schrecken. Gerade diese Phase erscheint ihm ideal, um Ideen zu den Themen Gesundheit, Bildung, Chancengleichheit einzubringen. Dabei hilft womöglich, dass erfahrene SPD-Gesundheitspolitiker wie der Ausschussvorsitzende Klaus Kirschner oder die stellvertretende Fraktionsvorsitzende Gudrun Schaich-Walch nach dem 18. September nicht in den Bundestag zurückkehren wollen.

»Als normaler Hinterbänkler erfährst du doch alles zuletzt«

Gleichwohl haben ihm vor allem Politiker und politisch denkende Beamte vom Abgeordnetenjob abgeraten. »Du gibst deinen Einfluss als Wissenschaftler auf«, mahnten einige. »Die Medien werden dich als Experten nicht mehr ernst nehmen«, warnten andere. »Als normaler Hinterbänkler erfährst du doch alles zuletzt und wirst an Entscheidungen nicht beteiligt«, erinnerten selbst Wohlmeinende. Lauterbach schüttelt darüber den Kopf: »Man könnte meinen, dass ausgerechnet der Bundestag kein Platz für politisch Interessierte mehr ist.«

Gerade Lauterbach kann besser als viele andere beschreiben, wie machtlos das Parlament zuletzt oft war. Er hat in den Kommissionen des Kanzlers gegessen, die am Parlament vorbei Konzepte entwickeln sollten. Und er spottet gern über die berichtigten »Liebe-Freunde-Briefe«, die in heiklen Phasen in den Post- und Mail-Fächern der Abgeordneten aufliegen. »In solchen »Liebe-Freunde-Briefen« hat dann die Fraktionsspitze die Abgeordneten darüber informiert, wie ein kurz vorher von ihnen beschlossenes Gesetz tatsächlich funktioniert«, erzählt Lauterbach. »Wenn Parlamente so entmacht werden, schadet das der Demokratie.«

Wird er daran etwas ändern können? Bisher haben Wissenschaftler und andere Quereinsteiger in der Politik selten reüssiert – allerdings haben auch wenige so lustvoll Netzwerke aufgebaut, Medien instrumentalisiert, Neider ignoriert und Intrigen gesponnen wie der 1963 in Düren bei Aachen geborene Gesundheitsökonom.

So liegt die eigentliche Herausforderung darin, im Wahlkampf die Herzen an der Basis zu gewinnen. Die nordrhein-westfälische SPD hat ihm den schlechten Listenplatz 78 zugeordnet – Lauterbach kann also nur nach Berlin, wenn er ein Direktmandat im Wahlkreis Köln IV gewinnt, der vom Norden der Stadt bis nach Leverkusen reicht. Bei den vergangenen Bundestagswahlen ist das seinem Vorgänger stets gelungen, aber als sicher gilt der Wahlkreis diesmal nicht. Als besondere Herausforderung kommt hinzu, dass ausgerechnet der Pharmakonzern Bayer mit seiner um ihre Jobs bangenden Facharbeiterschaft im Einzugsbereich liegt.

Lauterbach muss also kämpfen. Er hat dafür viel mit den Sozialdemokraten aus dem Ortsverein gesprochen: »Als Berater weiß ich gute Beratung zu schätzen und höre auf die Leute, die den Wahlkreis seit langem kennen.« Und er hat sich dafür, ganz Professor, zunächst viel Literatur über die allermodernsten Wahlkampfstrategien zugeführt. »Ground war beats air war« ist eine der Erkenntnisse, die er so gewonnen hat. »Man muss einen Wahlkreis Block für Block persönlich erobern«, sagt Lauterbach. Den Nachmittag vor seinem Friseurtermin hat er deshalb in Leverkusen Würstchen grillend bei der AG 60plus verbracht. Die wichtigsten Themen für das Gespräch mit dem Bürger hat er ebenfalls längst ausgemacht. »Das sind die drei K«, sagt er, »Krankheit, Kinder, Kriminalität.«



KARL LAUTERBACH könnte es schaffen

Foto: David Klammer/VSUJW für DIE ZEIT

»Verzeihen Sie, wenn ich heute eine Ausnahme mache«

Wim Duisenberg ist tot. Ein Nachruf auf Mr. Euro **VON ROBERT VON HEUSINGER**

Ich höre sie, aber ich höre nicht auf sie.« Das ist das berühmteste Zitat von Wim Duisenberg, dem ersten Präsidenten der Europäischen Zentralbank (EZB). Es war seine Antwort auf die Frage, ob er die Rufe der Finanzminister nicht wahrnehme, die immer lauter eine Zinssenkung forderten.

Zwei andere unvergessliche Sprüche lauten: »Ein Euro ist ein Euro« und: »Mr. Euro bin ich.« Mit Ersterem wollte Duisenberg Gelassenheit demonstrieren angesichts eines Wechselkurses gegenüber dem Dollar, der die ersten Jahre nur eine Richtung kannte – nach unten. Mit letzterem Zitat beanspruchte der Niederländer jene Position in der Währungsunion für sich, die, wenn es sie gäbe, dem Finanzminister für Euro-land zustünde.

Duisenbergs Mission war heikel: Er sollte Vertrauen in die neue Währung bei Anlegern und Bürgern gleichermaßen schaffen, in ein Geld ohne Staatsgebiet und Regierungschef. Der schlagfertige Friese mit seiner imposanten Silbertolle war dafür genau der richtige Mann. Er gab dem Euro zwischen Januar 1999 und

te, wurde er im Mai 1998 zum ersten EZB-Präsidenten gekürt. Zuvor hatte es unter den europäischen Regierungschefs heftigen Streit über die Besetzung dieses so wichtigen Postens gegeben. Die Franzosen wollten anstelle von Duisenberg – er war Kandidat der Deutschen – lieber ihren Landsmann Jean-Claude Trichet durchsetzen, den heutigen EZB-Chef.

War Duisenberg ein Vasall der Bundesbank? Seine innere Freiheit und sein Schalk hätten so etwas nicht zugelassen. Allerdings knüpfte er mit seinem Handeln und Reden nahtlos an die Bundesbankpräsidenten an. Er spielte seine Rolle perfekt: Preisstabilität, ausgeglichene Staatshaushalte und Strukturereformen, vor allem am verkrusteten Arbeitsmarkt, dann komme das Wachstum von ganz allein, so ungefähr lautete sein Credo. Schöner hätten seine Vorgänger bei der Bundesbank selbst im Chor das Hohe Lied der Unabhängigkeit nicht singen können. Der große Unterschied: Duisenberg nahm weder sich noch das Dogma so richtig ernst.

Zwei Verdienste werden mit seinem Namen verknüpft bleiben: Zum einen schlüpfte der Euro von Beginn an in die Rolle der D-Mark. Das war keineswegs selbstverständlich. Vor allem amerikanische Ökonomen, die zu Recht fürchteten, der Euro könnte eines Tages die Vormachtstellung des Dollar gefährden, malten die Gefahr einer Weichwährung an die Wand. Ihre Gleichung lautete: D-Mark plus italienische Lira ist gleich Euro. In Wirklichkeit bildeten sich für den Euro sofort D-Mark-Zinsen und D-Mark-Inflation heraus. Die D-Mark wurde zum Euro. Auch der große Bargeldumtausch zum Jahreswechsel 2001/2002, als 300 Millionen Europäer die neuen Scheine und Münzen erhielten, funktionierte. Das war eine logistische Meisterleistung.

Duisenberg war in erster Linie ein liberaler, toleranter und überzeugter Europäer. Er zählte zu der allmählich aussterbenden Generation Politikern, für die Europas Eini-gung das höchste Ziel ist. Als der Niederländer im August 2001 erstmals die neuen Euro-Scheine und Cent-Münzen präsentieren durfte, war es mit seiner Beherrschung vorbei. Tief bewegt, zeigte er das neue Symbol des vereinten Europas: »Normalerweise sollten Notenbanker keine Gefühle äußern. Verzeihen Sie mir, wenn ich heute eine Ausnahme mache.«

Am vergangenen Sonntag starb Wim Duisenberg im Alter von 70 Jahren in seinem Ferienhaus in Südfrankreich.



Foto: Public AD

Der große Friese


hat in seinem Leben all das erreicht, von dem die meisten Volkswirte lediglich träumen können: Er war Wirtschaftsprofessor, Finanzminister – und erster Chef der Europäischen Zentralbank

Oktober 2003 ein Gesicht und etablierte ihn als Hartwährung an den Finanzmärkten – mit trockenem Humor und immer mit einem Augenzwinkern.

Duisenberg hat in seinem Leben alle Stationen durchlaufen, von denen ein Volkswirt normalerweise nur träumt. Er war Wirtschaftsprofessor, Finanzminister, Vizepräsident der niederländischen Rabobank und von 1982 an 15 Jahre lang Präsident der Zentralbank seines Heimatlandes. In dieser Zeit erarbeitete er sich den Ruf, ein Stabilitätsapostel zu sein, der die Inflation bekämpft.

In Wirklichkeit machte er nur eines: Er koppelte den Gulden fest an die D-Mark und übernahm so die restriktive Geldpolitik der Bundesbank. Das machte ihn aus Sicht der Deutschen zum »natürlichen Kandidaten« für den Chefposten bei der EZB, wie es der damalige Bundesbankpräsident Hans Tietmeyer ausdrückte.

Nachdem Duisenberg zunächst 1997 die Leitung des Europäischen Währungsinstitutes, des Vorläufers der EZB übernommen hat-

Wenn ich 10x für nur 19,50 Euro teste, spare ich 35% und bekomme zusätzlich diese  geschenkt.



Testen Sie die WirtschaftsWoche. Über 100 Experten recherchieren Woche für Woche für Sie das Wichtigste aus allen wirtschaftlich relevanten Bereichen und bereiten es knapp und präzise für Sie auf. Das internationale Korrespondentennetz von London bis Peking, von Tokio bis Silicon Valley versorgt Sie mit Informationen und Hintergründen aus erster Hand. Kein Wunder, dass wir bereits für über 243.000 Top-Entscheider die wöchentliche Pflichtlektüre sind. Hoffentlich auch bald für Sie.



Ja, ich will mehr wissen als andere und von exklusiven Informationen profitieren, die mich weiterbringen. Deshalb teste ich die WirtschaftsWoche jetzt ohne Risiko: Ich bestelle 10 aktuelle Ausgaben mit 35% Ersparnis für nur 19,50 Euro. Als Geschenk erhalte ich zusätzlich die hochwertige Uhr „BERGMANN 1957“.

Vorname / Name _____
Straße _____
PLZ / Ort _____
Telefon _____
e-mail _____

Ein Widerrufsrecht besteht nicht. Ich bin damit einverstanden, über interessante Produkte der Verlagsgruppe Handelsblatt per e-mail oder Telefon informiert zu werden. Falls nicht erwünscht, bitte streichen. **Lasse ich bis eine Woche vor Ablauf des 10-Wochen-Tests nichts von mir hören, setzen Sie die Lieferung bitte zum Vorzugspreis von € 2,67 statt € 3,00 pro Heft fort.**

Datum / Unterschrift (nur Heft-Bestellung) _____ W1988

Ihre Vorteile – garantiert:

- 35% sparen
- Bergmann-Uhr als Geschenk
- jedes Heft frei Haus
- völlig ohne Risiko testen

Sofort Kupon ausfüllen...

... und faxen: 09 11 / 27 48 222
Oder anrufen: 09 11 / 27 48 200

Verlagsgruppe Handelsblatt GmbH,
Kasernenstraße 67, 40213 Düsseldorf